

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1889-1890)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Verkehr und Handel in ihren Uranfängen  
**Autor:** Petri, E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092490>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Verkehr und Handel in ihren Uranfängen

von Prof. Dr. Ed. Petri (St. Petersburg).

---

„Auch die Kulturgeschichte ist nur eine Geschichte des Verkehrs und wie der einzelne Mensch mit in der Gesellschaft seine Bestimmung, d. h. die höchste Entwicklung seiner Anlagen erreicht, so sind auch die Völker in derselben Masse, wie sie zur Bildung sich erheben, nur Schüler und Erben anderer umwohnender, überlegener Völker.“

V. Hehn, „Kulturpflanzen u. Haustiere etc.“  
4. Aufl. Berlin, Bornträger, 1883. S. 425.

*Inhalt:* Das Verhältnis des Naturmenschen zu seinem Mitmenschen. Die Gastfreundschaft und das Prinzip, derselben. „Der Handel geht hervor aus gegenseitiger Beraubung.“ Bekämpfung dieser Ansicht. Friedlicher Handel und Verkehr sind auf primitiver Stufe vorhanden. Unverletzlichkeit der Person des Händlers. Einige Züge aus der Entwicklungsgeschichte des Handels: Vertreter; Monopolisten; Wegezoll; gesellschaftliche Stellung des Kaufmanns. Die Zirkulationsmittel. Ein Einblick in die Geschichte des Geldes. Geographische Bedingungen des Verkehrs. Kulturwert des Verkehrs und Handels.

---

In der Geschichte der Menschheit treten Verkehr und Handel als die grössten Kulturförderer auf. Wer möchte heutzutage daran zweifeln, wo uns Europäern die gesamte Welt offen steht, und wo nicht nur zivilisirte, sondern auch zahlreiche kulturarme Völker für immer aus den beengenden Rahmen eines nationalen, abgeschlossenen Lebens herausgetreten sind? Unsere wirtschaftliche und unsere geistige Tätigkeit ist untrennbar verwoben mit dem Wesen und Treiben der Gesamtwelt. Unsere nationalen Eigentümlichkeiten, die wir im machtvollen Strudel des Weltverkehrs zu wahren suchen und die wir als Resultate unserer speziellen nationalen Anlagen und geographischen Verhältnisse betrachten, sind dagegen die Sonderwerte, welche über unsere Stellung in dem Weltgetriebe entscheiden.

Wo liegen aber die Anfänge des Verkehrs und Handels? Welcher Art sind die Motive in der Natur des Menschen und in den ihn umgebenden Verhältnissen, welche dieses nunmehr unabwendbare, unvermeidliche Zusammenleben und Zusammenwirken aller Völker begründen?

Wie wenig stimmen doch mit dem Bilde des Weltverkehrs der Gegenwart unsere altererbten und unsere durch jahrhundertelangen Glauben an ihre Unfehlbarkeit geheiligten Lehren überein von dem „homo homini lupus est“ und dem „bellum omnium contra omnes“! Und doch beherrschen diese Sätze die Anschauungen der modernen Gelehrten. „Die Jagd wäre die erste Form der Cooperation und die Jagd auf den Menschen (Krieg) eine der ersten Formen der Jagd“, so schreibt ein bekannter Rechtslehrer (*Lenge*) und der tüchtige, selbst von dem schonungslosen K. Marks belobte Nationalökonom *N. Sieber* nennt diese Worte „geistvoll und sehr treffend“. <sup>1)</sup>

Der erste Teil des Satzes beruht indessen auf einem traditionellen Irrtum: der als „Jagd“ im rechten Sinne des Wortes zu bezeichnenden Erwerbstätigkeit geht ein unter Umständen gemeinsam betriebenes Sammeln von nahrhaften Wurzeln, Pflanzen, Muscheln, Raupen und jedem greifbaren Getier vor. Aus diesem Sammeln kann sich allerdings unter entsprechenden geographischen Verhältnissen der Jagd-erwerb entwickeln, währenddem in jagdarmen Gebieten aus ihm die Viehzucht, oder der Ackerbau, oder vielmehr eine der zahlreichen Misch- und Übergangsformen dieser drei klassischen Urstufen der Nationalökonomie hervorgehen. Aber auch der zweite Teil des Satzes ist lediglich ein auf den zitierten lateinischen Glaubenssätzen beruhender Fehler.

Die übliche Vorstellung von dem Wilden ist die, dass er sich durch ungezügelte Leidenschaften, durch Roheit, Eigennutz, Genuss-sucht, Willkür, Gewalttätigkeit etc. etc. auszeichne, kurzum, dass er eben ein Wilder ist. <sup>2)</sup> Doch die primitiven Stufen der menschlichen Gesellschaft bieten uns keineswegs ein Bild der Selbstvernichtung der Menschheit. Wir beobachten vielmehr auf diesen Stufen das Aufkeimen des geselligen Lebens.

Gewiss, es fehlt nicht an Kampf zwischen den Naturmenschen; die beständigen Fehden zwischen den Völkern sind schädlich für den Bestand und jedenfalls hemmend für die Kulturentwicklung derselben. Die Ursachen der Fehden liegen aber zum geringsten Teil in irgend welchen blutdürstigen Raubtierinstinkten der Wilden. Wir haben hier vielmehr mit einer der schrecklichsten Gewalten im menschlichen Leben zu rechnen; es ist das eine Gewalt, welche zerstörend

---

<sup>1)</sup> *N. Sieber*, „Studien auf dem Gebiete der primitiven ökonomischen Kultur“. Moskau 1883, S. 5, russisch. — <sup>2)</sup> *E. Petri*, „Unser Verhältnis zu den Völkern niederer Kultur“. Glob., Bd. 49, S. 6.

und vernichtend in das Leben der Völker und des Einzelnen eingreift, manch' schöne Blüte abgestreift, manch' schönen Bau zertrümmert hat und der wir doch die grössten Leistungen und Erfolge der Menschheit zu verdanken haben: — es ist das die Not. Die Not und der Hunger kennen und respektiren keine Grenzen. Grenzüberschreitungen, Vergehen an fremdem Eigentum sind aber die üblichsten Ursachen der ewigen Fehden der Wilden. Feste, geheiligte Grenzen kennt der Sammler und Jäger in Australien, Südamerika und Sibirien und der Nomade in der Kirgisensteppe eben so gut, wie ein beliebiger, ansässiger Ackerbauer. Eine Einteilung der Jagdgründe lässt *Boyd-Dawkins* sogar für den paläolithischen Menschen gelten.<sup>1)</sup> Ein Glück in ungestraften Grenzüberschreitungen und der leichte Erwerb der Raubbeute wirken entsittlichend auf den primitiven Menschen und können ihn unter Umständen zu einem leidenschaftlichen Gewohnheitsräuber machen. (Pferdediebstahl unter den asiatischen Nomaden, Viehdiebstahl unter Negern.) Wir geben das zu. Wir gehen überhaupt nicht darauf aus, den Wilden zu idealisiren. Wir stehen gern ab von einer Verwertung der ersten Eindrücke der Entdecker Amerika's und wir geben zu, dass dieselben eine recht schlechte Bande von Abenteurern und Räufern gewesen, denen mit ein wenig Ehrlichkeit und friedfertiger Milde leicht zu imponiren war. Wir verzichten sogar, wenn auch schweren Herzens, auf die Berichte der Reisenden aus dem XVIII. Jahrhundert und vor allem auf die Worte des unvergesslichen *G. Forsters*; wir geben zu, dass die Gemüter in dieser merkwürdigen Epoche durch das Wetterleuchten der nahenden französischen Revolution geblendet sein mochten. Wir wollen nicht einmal den Versuch machen, uns unserem hochgeschätzten Kollegen *Fr. Ratzel* anzuschliessen, der in seiner wertvollen „Anthropogeographie“ die überraschende Behauptung aufstellt, dass es „fast sicher sei, dass die Entwicklung einer der Natur des Menschen ursprünglich fremden Eigenschaft, nämlich der Raubtier-Natur, welche sogar seiner natürlichen Ausstattung widerspricht, aus der Nachahmung der reissenden Tiere hervorgewachsen ist, deren Angriffe er sich selbst ausgesetzt sieht und deren Methode er genau zu achten hatte, wollte er hinreichenden Schutz für sich selbst gewinnen“.<sup>2)</sup>

Wir wenden uns dem Wilden der Gegenwart zu. Wenn der Wilde vereinzelt in die Fremde gerät, wenn er wehrlos und schutz-

---

<sup>1)</sup> *Boyd-Dawkins*, „Die Höhlen“, Leipzig, 1876, S. 292. — <sup>2)</sup> *Fr. Ratzel*, „Anthropogeographie“. Stuttgart, Engelmann, 1882, S. 406.

bedürftig um Unterkunft fleht, so wird er nicht nach Tierbrauch zerrissen. Er findet allerorts freundliche Aufnahme. Wenn dem Standorte der Wilden eine fremde Kriegerschar naht, so wird sie mit Waffen in den Händen empfangen. Eine Aufnahme wird ihnen erst dann gewährt, wenn sie sich endgültig über ihre friedlichen Absichten ausgewiesen haben. Dies ist die Regel, und zwar eine wohlbe gründete Regel, wie dies die Kartätschenschüsse bewiesen, mit welchen einst englische Seefahrer die unvorsichtigen, mit grünen Zweigen und Gesang ihnen entgegeneilenden tasmanischen Insulaner begrüßten.<sup>1)</sup>

Die Gastfreundschaft des primitiven Menschen ist die denkbar idealste. Der Gastherr tritt dem Gaste für die Dauer seines Aufenthaltes sämtliche persönliche Rechte ab. Nicht nur dass er mit ihm Gegenstände des Besitzes und Waffen austauscht, er übergibt ihm sogar sein Weib oder seine Tochter (in Afrika bei den Basuto, Mbondemo, M'Pongwe, in Teita, Hassanië-Arabern; in Asien und Nordosteuropa: Tungusen, Korjaken, Teleuten, Hunsa, Kamtschadalen, Ostjaken, Samojeden, Wotjaken; in Oceanien bei den hawaiischen Polynesiern; in Amerika bei den Komantschen, Eskimos und Aleuten u. s. w.).

Das Prinzip einer solchen Gastfreundschaft offenbart sich in den Worten *Nordenskiölds* über die Tschuktschen. „Die Gastfreiheit der Tschuktschen ist von einer eigenen Art. Sie kann vielleicht mit den Worten gekennzeichnet werden: „heute esse und schlafe ich in deinem Zelt, und morgen isst und schläfst du in dem meinigen“, und deshalb werden auch nach allem, was ich sah, alle, Reiche wie Arme, sowohl derjenige, der mit grossen Schlitten fährt, wie derjenige, welcher zu Fuss geht, in gleicher Weise empfangen. Alle sind sicher, einen Winkel in der Zeltkammer zu finden.“<sup>2)</sup>

Wie weit die Gastfreundschaft gehen kann, beweist uns eine Mitteilung des jüngst verstorbenen *Miklucho-Maclay* in Bezug auf die elenden und arg bedrängten Negritos auf Luzon. Es herrscht bei diesem nur kümmerlich sich im Leben durchschlagenden Völkchen der Brauch, vor dem Mahle eine laute Einladung an diejenigen Personen, die sich in der Nähe befinden könnten, auszurufen; die Nichtbefolgung dieser Sitte soll die Todesstrafe nach sich ziehen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> *Waitz-Gerland*, „Anthropologie der Naturvölker.“ 1872. Bd. VI, S. 817. — <sup>2)</sup> *Nordenskiöld*, „Die Umsegelung Asien's und Europa's auf der Vega“. Leipzig, Brockhaus, 1882, Bd. II, S. 24. — <sup>3)</sup> *E. Petri*, „Miklucho-Maclays Reisen“. V. Jahresbericht der geogr. Gesellschaft zu Bern, 1882/83, S. 183 u. 184.

Der heilige Brauch der Gastfreundschaft tritt uns in festen und schönen Zügen entgegen in einer Satzung der Mongolen, nach welcher die gesamte Bevölkerung eines gegebenen Gebietes verantwortlich ist für alle dem Reisenden angetane Unbill innerhalb ihrer Grenzen, für Beraubung, Ermordung oder Hungertod desselben.<sup>1)</sup>

Die Gastfreundschaft ist ein heiliger Brauch selbst dort, wo das Raubwesen professionell und hiedurch gewissermassen legitim geworden ist. Wir erinnern an die prächtige Erzählung des kühnsten der centralasiatischen Reisenden, H. Vambéry, nach welchem ein Derwisch bei einem räuberischen Turkomanen zur Nacht vorspricht und von diesem um ein kleines Darlehen behufs seiner eigenen Bewirtung angesprochen wird. Frohmütig wandert am nächsten Morgen der Pilger weiter und dankt seinem Gott, dass er so billigen Kaufs losgekommen. Da wird er in der Steppe von dem Räuber eingeholt. Hier herrscht keine Gastfreundschaft mehr. Der Derwisch wird ausgeplündert, jedoch erhält er von seinem ehemaligen Gastherrn pflichtgemäss das Entliehene als Zehrpfennig zurück . . .<sup>2)</sup>

Der schöne Brauch der Gastfreundschaft lebt auch bei den Kulturvölkern fort, namentlich bei denjenigen, die ihre ursprüngliche Frische bewahrt haben. So bei den Slaven, bei welchen in guter alter Zeit das für Bewirtung des Gastes Mangelnde durch Entwendung vom Nachbar ersetzt werden durfte; so auch bei den Schweden, bei denen die unbeschränkte Gastfreiheit so üble Folgen nach sich gezogen, dass König Magnus, genannt Laduläs, 1279 ein Gesetz gegen das Gasten herausgab, nach welchem jedes Dorf einen Schaffner erhielt, bischöfliche und adelige Höfe aber von jeder Gastung freigesprochen wurden.<sup>3)</sup>

Aber nicht nur, dass der wehrlose und darum gefahrlose Wanderer allerorts Unterkunft findet! Wir gehen weiter, indem wir darauf verweisen, dass unter Umständen selbst der mit Schätzen beladene Händler ungefährdet seine Wege wandelt, ohne die Raubinstinkte der verrufenen Wilden zu erregen. Der Handel wird eben schon auf primitivster Stufe der Menschheit betrieben.

Aber da türmen sich wiederum die Mauern altererbter Vorurteile vor uns auf. Da ruft uns der oben zitierte nationalöko-

<sup>1)</sup> *Dubrowa*, „Reisen in der Mongolei“. *Iswestija der ostsibirischen Sektion der Russ. geogr. Gesellschaft*, 1885, N. N. 1. 2. 3. S. 102. — <sup>2)</sup> *H. Vambéry*, „Skizzen aus Mittelasien“. Leipzig, Brockhaus, 1868, S. 66 f. — <sup>3)</sup> *Geijer*, „Geschichte Schwedens“, deutsch von Leffler. Hamburg 1832, Bd. I, S. 164. Siehe auch die auf die Heidenzeit bezüglichen Angaben S. 109.

nomische Gewährsmann, als Führer eines ganzen Chorus von Fachgenossen, zu, „dass dem Handelsverkehr zwischen den verschiedenen Stämmen eine gegenseitige Beraubung vorausgehe, welche wahrscheinlich das ursprüngliche Mittel war, um mit den Erzeugnissen der Nachbarn bekannt zu werden. Nur durch langwierigen Kampf konnten die Wilden dazu kommen, die gegenseitigen Bedürfnisse durch Tausch auf neutralem Boden zu befriedigen. Infolge dessen bewahrt der letztere (der Tausch) lange Zeit die Spuren eines feindlichen Ursprungs.<sup>1)</sup>

Zur Begründung seiner Ansicht zitiert Sieber nach Wrangel das bekannte Beispiel von dem Handelsverkehr zwischen Tschuktschen und Russen in Ostrownoje, wobei die Tschuktschen den russischen Kaufleuten in voller Bewaffnung entgegentreten.<sup>2)</sup>

Weitere Belege bieten ihm die Beispiele des sogen. stummen Handels. So wird von einem Volk am obern Niger berichtet, dass es mit maurischen Händlern Tauschhandel treibe, ohne dass die Beteiligten sich zu sehen bekommen. „Die Kaufleute begeben sich zur Zeit einer festgesetzten Mondperiode an einen gewissen Platz, wo sie abends alles, was sie zu kaufen wünschen, hauptsächlich Goldstaub, in kleinen, ein wenig von einander abgesonderten Haufen aufgeschichtet finden. Diesen Haufen gegenüber legen die Kaufleute den Betrag dessen hin, was sie für jeden Warenartikel geben wollen, und der in Korallen, Glasperlen, Armbändern u. dgl. besteht, und lassen dies beim Weggehen liegen. Andern Tags erscheint die andere Partie und nimmt, wenn sie mit dem Tausch zufrieden sind, die Ware fort, im entgegengesetzten Fall vermindert sie die gegenüberliegende Quantität Gold.“<sup>3)</sup> Ähnliche Beispiele lassen sich mit Leichtigkeit mehren.<sup>4)</sup> Es ist dieser Handel eben ein Modus, welcher dem scheuen, primitiven Menschen so recht zusagt. Für uns ist nun zunächst der Umstand von besonderem Wert, dass der günstigsten

<sup>1)</sup> Sieber, „Studien auf dem Gebiete der primitiven ökonomischen Kultur“, S. 374 u. 375. — <sup>2)</sup> F. v. Wrangel, „Reise längs der Nordküste von Sibirien etc.“ Berlin, 1834, S. 273. — <sup>3)</sup> Winterbottom, „Nachrichten von der Sierra-Leoneküste“, deutsch von Ehrmann. Weimar, 1805, S. 231. Wir zitieren noch A. H. Post, „Afrikanische Jurisprudenz“. Oldenburg, 1887, Bd. II, S. 181. — <sup>4)</sup> Weitere Beispiele für den stummen Handel: Raffenet, „Nouveau Voyage dans les pays des Nègres“. Paris, 1856, I, p. 194 f.; Herodot IV, 196; Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, III, S. 366 u. 368; „Loango-Expedition“, Jena 1875, S. 89; Lassen, „Indische Alterthumskunde“, III, S. 85; M. Kulischer, „Studien aus dem Gebiete der vergleichenden Ethnographie und Kultur“. St. Petersburg, 1887; 196 ff., u. s. w.

Gelegenheit zum Trotz kein Raub stattfindet und doch ist der Raub, wie man uns belehrt, die Urform, aus welcher sich der Handel entwickelt haben soll.

Diese Ehrlichkeit lässt sich übrigens vom juridischen Standpunkt recht leicht erklären. Nach der Meinung eines in der deutschen anthropologischen Literatur vorteilhaft bekannten russischen Juristen *M. Kulischer*, berauben „Käufer und Verkäufer, welche Feinde, ewige (!), unerbittliche Feinde sind<sup>1)</sup>, einander nicht, weil sie sich vor der Strafe fürchten.“<sup>2)</sup> Wir haben jedoch bei Gelegenheit<sup>3)</sup> darauf verwiesen, dass der primitive Mensch selbst durch die schrecklichsten Strafen nicht von dem ihm durch Umstände lieb gewordenen Raub abzubringen ist. Wir schilderten unter anderm nach *Dubrowa*<sup>4)</sup> die raffinierten und geradezu unmenschlichen Strafen, denen bei den Mongolen Diebe, namentlich Pferdediebe, welche sich auch unter den begüterten Nomaden finden, ausgesetzt sind. Nach qualvoller Tortur wurde an einem reichen Mongolen Abtrennung des linken Armes bis zum Ellenbogen und des rechten Beines bis zum Knie durch Erfrierung vollzogen. Der Unglückliche wurde am Boden der Jurta in der Weise festgebunden, dass er sich nicht zu rühren vermochte; die zur Erfrierung bestimmten Körperteile wurden unter dem Rand der Jurta in die freie Luft hervorgeschoben (der Vorgang spielte sich im Winter ab), mit Filz umhüllt, dann mit einem Pfiemen vielfach durchstochen und schliesslich so lange mit Wasser begossen, bis sie erstarrten. Selbstverständlich verlor er die erwähnten Körperteile. Wir bemerken noch, dass, abgesehen von dieser Strafe, der Verbrecher sein sämtliches Hab und Gut einbüsste, welches den Wert des Geraubten ums Zehnfache überstieg. Noch fürchterlicher ist das Abfaulen der Beine im Sommer, wobei dem gefesselten Verbrecher die Beine in schwere, hölzerne Klammern geschlagen und er, jeder Möglichkeit einer Bewegung beraubt, seinem Schicksal überlassen wird.<sup>5)</sup> Diesen grausigen und doch völlig nutzlosen Strafen gegenüber lassen sich zahlreiche Beispiele anführen, wonach die idealste Ehrlichkeit gerade dort besteht, wo keinerlei empfindliche Strafen gepflogen werden, oder wo keinerlei Aussichten auf Entdeckung des Diebes vorhanden sind. *Middendorff* erzählt, dass er eine Schnapstonne monatelang in der Tundra habe liegen lassen, ohne dass die Samojuden

1) *Kulischer*, a. a. O., S. 196. — 2) *M. Kulischer*, a. a. O., S. 204. — 3) *E. Petri*, „Die Ehrlichkeit der sogenannten Naturvölker“. Kosmos, 1886, S. 462. — 4) *Dubrowa*, „Reise in die Mongolei“, a. a. O., 1886, S. 78, 79. — 5) *Dubrowa*, a. a. O., S. 32.

durch dieses für sie sonst unwiderstehliche Lockmittel zum Diebstahl verführt wurden.<sup>1)</sup> Russische Händler lassen in der sibirischen Tundra für den Winter ihre Waren zurück, ohne dass sie Gefahr laufen, dass ihnen das Geringste entwendet werde.<sup>2)</sup> Nie hatte sich *Miklucho-Maclay* über Diebereien unter den Papuas der Maclay-Küste zu beklagen.<sup>3)</sup> „Die Vega diente als Rastplatz für alle Vorüberfahrenden, schreibt *Nordenskiöld*, wurde von aller Welt besucht und doch fand kein Diebstahl statt, trotzdem die Tschuktschen sich unbehindert und zwischen einer Menge von Gegenständen bewegten, welche in ihrer Hand wirklichen Kostbarkeiten gleichkommen mussten.“ Selbst als die Jagd fehlschlug, blieben die Schweden unbehelligt.<sup>4)</sup> Beispiele einer derartigen Ehrlichkeit lassen sich in überraschender Fülle der anthropologischen Literatur entnehmen. Sie sind zahlreicher als das beim ersten Anblick der Sache erscheinen dürfte, weil der Reisende vielfach Unehrlichkeit dort zu rügen sucht, wo er mangelhafter Vorkenntnisse wegen das Gemeindegut verkennt.

Wir betrachten somit den oben geschilderten stummen Tauschverkehr lediglich als eine Äusserung der Vorsicht im gegenseitigen Verkehr, wie wir eine solche bereits bei Erörterung der Gastfreundschaft kennen gelernt haben (s. S. 4).

Andererseits ist die Ehrlichkeit im stummen Tauschhandel als ein Beweis für die Möglichkeit eines friedlichen Verkehrs zwischen wilden Menschen aufzufassen. Ein solcher Verkehr und Handel auf der Urstufe der Menschheit existirt allerdings. Hiefür haben wir zahlreiche Spuren selbst in unseren prähistorischen Funden: der berühmte Fund an der Schussenquelle enthält Feuersteine, zum Teil südfranzösischen so ähnlich, dass *Fraass*<sup>5)</sup> in der Tat an die Möglichkeit eines Bezugs von dort denkt. Durch Tausch allein können die Bewohner der Höhlen des Périgord zur Renntierzeit in den Besitz von Bergkrystallen, atlantischen Muscheln und von Hörnern der polarischen Saiga-Antilope gelangt sein.<sup>6)</sup> „Einen Beweis für friedliche Seefahrten und für friedlichen Verkehr mit andern Völkern, schreibt *Montelius* in bezug auf die skandinavische Vorzeit, haben wir in der grossen Zahl der aus fremden Ländern eingeführten Ge-

<sup>1)</sup> *Middendorff*, „Sibirische Reise“, Bd. IV, 2, 1875, S. 1430. — <sup>2)</sup> *Lansdell*, „Durch Sibirien“, deutsch von Müldener, 1882, Bd. I, S. 91. — <sup>3)</sup> *Ed. Petri*, „Miklucho-Maclay“ etc., S. 180. — <sup>4)</sup> *Nordenskiöld*, „Die Umsegelung Asiens“ etc. Bd. I, S. 445. — <sup>5)</sup> *A. Rauber*, „Urgeschichte des Menschen“, Leipzig, 1884, Vogel, Bd. I, S. 150. — <sup>6)</sup> *O. Peschel*, „Völkerkunde“, VI. Aufl. v. Kirchhoff, Leipzig, Duncker u. Humblot, 1885, S. 38.

genstände, die in den Funden des Bronzezeitalters vorkommen.“ In erster Linie muss man unter die eingeführten Waren alle zu jener Zeit in Schweden verwendete Bronze als *Rohmaterial* betrachtet rechnen; vermutlich auch das meiste Gold, sowie auch gewisse Bronzearbeiten, welche in Skandinavien selten, anderswo aber häufig vorkommen.<sup>1)</sup> Diese fremden Gegenstände sind so zahlreich und eigentümlich, dass sie seinerzeit den berühmten *Nilsson* zur Behauptung hinreissen konnten, „dass die Altertümer nicht nur phönizischen Ursprungs, sondern auch, dass Völker dieses Stammes und dieser Religion sie zu Anfang selbst hierher gebracht haben.“<sup>2)</sup> In der ältern Eisenzeit zeigen nach *Montelius* „die ausländischen Münzen und die zahlreichen andern im Norden gefundenen Gegenstände, dass der Handel und die Verbindung mit fremden Ländern ganz bedeutend war.“<sup>3)</sup> Im zweiten Teil der jüngern Eisenzeit „war der friedliche Handel von einer Bedeutung, die man früher nur allzu geneigt war zu unterschätzen.“<sup>4)</sup> Es wurde meist Tauschhandel betrieben, wobei aus Schweden zur Ausfuhr gelangten: hauptsächlich kostbares Pelzwerk, Pferde (die schwedische Rasse war berühmt), Sklaven, vielleicht Fische, Wolle. Als Ausgleich und Bezahlung diente gewiss Gold und Silber dem Gewicht nach, Bronzewagen.<sup>5)</sup> Der Handel wurde mit den Ländern an der Ost- und Südküste der Ostsee betrieben, jedoch auch mit dem westlichen Europa, namentlich mit den britischen Inseln; in einzelnen Fällen zogen die Händler noch viel weiter. Bekannt sind ferner die prächtigen nordischen Objekte in den schweizerischen Pfahlbautenfunden, die Nephrit-, Jadeit- und Chloromelanitfunde, welche selbst, wenn wir ihnen europäische Fundorte zusprechen, weite Wege zu wandern hatten, um zu ihrer Verteilung zu gelangen. Das Gleiche lässt sich auch von dem communeren Feuerstein bemerken, welcher ja auch nicht allorts vorhanden war. Charakteristisch hiefür sind die Höhlen der Pyrenäen. Gegen Ende der Steinzeit wurde Bernstein aus dem Norden in einzelnen Stücken eingeführt, in grösseren Mengen tritt er jedoch erst während der Bronzezeit auf.<sup>6)</sup> Bemerkenswert ist es, dass Bernstein in den Apenninen, in Sicilien, Spanien, England u. s. w. vorkommt, währenddem Tacitus und Plinius nur vom baltischen Bernstein reden.<sup>7)</sup> Entscheidend für das Bestehen eines Handels in

<sup>1)</sup> *Montelius*, „Die Kultur Schwedens in vorchristl. Zeit“, deutsch v. Appel. Berlin, Reimer, 1885, S. 73. — <sup>2)</sup> *Nilsson*, „Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens“, deutsch v. J. Messmer. Hamburg, 1863. Bronzezeitalter I, S. VI. — <sup>3)</sup> *Montelius*, a. a. O. S. 110. — <sup>4)</sup> *Ibid.*, S. 174. — <sup>5)</sup> *Ibid.*, S. 179. — <sup>6)</sup> *J. Ranke*, „Der Mensch“. Leipzig, 1887, Bd. II, S. 475. — <sup>7)</sup> *Rauber*, „Urgeschichte“ etc., Bd. I, S. 165.

prähistorischer Zeit sind schliesslich Funde von Werkstätten und Geräten.

Wenden wir uns wiederum den Wilden der Gegenwart zu, so stossen wir unter ihnen ebenfalls auf zahlreiche Beispiele eines weiten und freigeübten Handelsverkehrs. Das Bedürfnis zu handeln, oder richtiger gesagt, die Liebhaberei für den Handel, ist bei den Wilden ungemein entwickelt. Mit *Letourneau* <sup>1)</sup> zu versichern, dass die Kommunalorganisation im Innern der Horde keinen Tausch zulasse, der äussere Verkehr derselben aber nur ein feindlicher sei, das heisst den kommunalen Begriff theoretisch genauer zu nehmen, als das buntfarbige opportunistische Leben das zu tun pflegt, das heisst, die gesamte Psychik des primitiven Menschen zu verkennen. Gleich wie unsere Kinder fürs Leben gern tauschen und wie sie gar leicht in Streit geraten wegen unklarer jurisdischer Begriffe und individueller Auffassung des Tausches, so handeln auch die Wilden über alles gern und hadern mit einander, oder, seien wir aufrichtig, noch mehr mit uns Europäern wegen ungleicher Anschauungen über das Wesen des Handels. Der Gebrauchswert des Gegenstandes kommt bei den Wilden in der Regel gar nicht in Betracht. Die Caraiben unternehmen grosse Reisen mitunter in der gefährlichsten Jahreszeit, um irgend einen nichtigen Gegenstand, ein Messer oder drgl. mehr zu erwerben und sind bereit, für diesen Gegenstand alles herzugeben.<sup>2)</sup> Die Grönländer tauschen nach *Crantz* überaus gern und ohne Rücksicht auf den Wert des Gegenstandes, woraus mancherlei Nachteil für ihren Wohlstand erwächst.<sup>3)</sup> Die meisten Afrikaner sind von Natur aus zum Handel beanlagt, schreibt *Fr. Ratzel* in seiner *Völkerkunde*.<sup>4)</sup> Er entspricht ihrer unruhigen Natur, ihrer Neugier und Schwatzhaftigkeit. Sie lieben den Handel mehr um des Handelns als um des Gewinnes willen. Er freut sie schon wegen der Unterhaltung, die er gewährt; er ist ihnen ein Zeitvertreib. Bei manchen Stämmen, wie den Dualla Oberguineas, hat der Handel den Charakter einer schädlichen Leidenschaft angenommen, der zuliebe sie alle produktive Arbeit aufgeben, um schachernd zu verarmen. Eine treffliche Illustration bietet sich unserm Autor in der Erzählung Livingstone's von den Händlern in Tete, welche tagelang mit Elfenbein von einem Kaufmann zum andern

<sup>1)</sup> *Ch. Letourneau*, „Dictionnaire des Sciences anthropologiques“ vd. „Commerce“, pag. 327. — <sup>2)</sup> *Labat*, „Nouveau voyage aux îles de l'Amérique“. 1722, pag. 50 et suiv. — <sup>3)</sup> *Crantz*, „Historie v. Grönland“. 1770. Bd. II, S. 266. — <sup>4)</sup> *Fr. Ratzel*, „Völkerkunde“. Leipzig, 1885, Bd. I, S. 193.

wandern, allerorts bis aufs äusserste handeln und schliesslich, wenn sie der Beschäftigung müde, ihre Ware für den geringsten Preis fahren lassen. Dafür, dass für den Neger der Gebrauchswert der Waren wenig massgebend ist, gibt es zahlreiche Beispiele.<sup>1)</sup> *Letourneau* bezeichnet zwar die Australier und Hottentotten als Völker, denen der Tausch unbekannt war.<sup>2)</sup> Im Innern Australiens treiben jedoch einige Stämme unbedeutenden Handel mit einander, und auch im Norden tauschen die Eingebornen aus fern liegenden Distrikten durch Vermittlung der dazwischen wohnenden Stämme (!) gegen Schilde und andere Gegenstände den bei ihnen nicht vorkommenden Ocker ein, welchen sie bei ihren Zeremonien verwenden. Die Dieyerie handeln ebenfalls ein wenig, aber dabei leitet sie immer der Hang nach Neuheit mehr, als der Trieb nach Erwerb. Das Wichtigste, was von selbsthergestellten Handelsartikeln zu nennen wäre, durch welche der Australier Tauschwerte erzeugt, sind Waffen; auch Felle zur Bekleidung und Matten werden verhandelt. In Westaustralien findet man sogar ein eigenes Wort „Mandjar“ für Markt oder Messe.<sup>3)</sup> Was die Hottentotten betrifft, so lassen sich, wenn wir von der Gegenwart absehen, selbst aus ältern Berichten Spuren über Handel und Verkehr entnehmen. Es heben nämlich die ältern Forscher fast alle die geringe Menge des Elfenbeins hervor, das in rohem Zustand oder in Gestalt von Armringen im Lande sich fand, während doch die Hottentotten Elefanten in grosser Zahl erlegten. Hieraus würde ein Absatz nach portugiesischen Ansiedelungen entweder direkt oder durch Vermittlung der „Monomotapenser“ angenommen. Für direkten Handel mit Natal schiene eine Bemerkung bei *Kolb* zu sprechen, welcher im Register eines holländischen Schiffskapitäns, van der Schelling, die Aufzeichnung fand, dass in Terra de Natal Elfenbein in grossen Mengen vorhanden sei, „das er von den angränzenden Monomotapensern und nahe gelegenen Hottentotten erkaufet.“ Unter sich oder mit den Holländern tauschen sie überflüssige Stücke ihrer Herden gegen Tabak, von welchem *Kolb* annimmt, dass sie jährlich einige tausend Pfund konsumirten, kupferne Korallen oder Canna. Ihre Waffen waren ihnen selten feil. An Handelsgabe gebrach es ihnen nicht, und holländische Kaufleute am Kap fanden es zweckmässig, hottentottische Diener mit Waren zum Tauschverkehr zu ihren Landsleuten zu senden, sicher, dass

<sup>1)</sup> *Fr. Ratzel*, a. a. O., S. 198. — <sup>2)</sup> *Letourneau*, l. c., S. 326. — <sup>3)</sup> *Fr. Ratzel*, a. a. O., Bd. II, S. 58.

dieselben grössern Gewinn machen würden, als sie selber. Ältere Berichterstatter rühmen auch ihre Ehrlichkeit<sup>1)</sup> im Handel, wovon freilich die neuern nicht viel zu sagen wissen. Der primitive Tauschhandel durchschreitet bei richtigem Handelstemperament der Bevölkerung mitunter grossartige Strecken. Englische Waren, die in Mombas, also an der Ostküste von Südafrika, eingetauscht waren, sind in Magador, also an der Westküste Nordafrikas, wieder erkannt worden<sup>2)</sup>; sie hatten somit, von ihrer Tauschfähigkeit beseelt, die für uns Europäer so sehr ersehnte Durchquerung ausgeführt. Das Kurare, dessen Zubereitung ein Geheimnis weniger Horden, ist ein kostbarer Handelsgegenstand unter den Indianern des Amazonas. Die Anwohner des Napó unternahmen dreimonatliche Wanderungen, um sich das Gift zu verschaffen.<sup>3)</sup> Die Mounbuilders von Nordamerika bezogen Obsidian aus Mexiko oder von kalifornischen Vulkanen, Schalen von Seeschnecken aus dem mexikanischen Golf. Man darf hieraus auf ausgedehnten Handelsverkehr schliessen.<sup>4)</sup> Sehr rege ist der Verkehr zwischen den Völkern zu beiden Seiten der Beringsstrasse. „Im hohen Norden bedingt der Handel einen weiter reichenden Verkehr, als man in dem menschenarmen Lande voraussetzen würde“, sagt *Ratzel*. Im Mittelpunkt des Wohngebietes der Eskimo, bei den Neitschillik von König Williams-Land, findet man einen regen Tauschhandel, der besonders Treibholz und Tropfstein umsetzt, welche im Gebiete des eben genannten Stammes selten sind oder fehlen. Sie bringen ihrerseits ihren Nachbarn hauptsächlich Schwefelkies von der Ostküste von Boothia-Felix, der zum Feuer schlagen benutzt wird. Dabei folgen sie bestimmten Wegen, die sie auch auf den für Europäer gezeichneten Karten anzugeben pflegen. Ununterbrochene Verbindungsstrassen laufen von Labrador im Süden bis zum Smith-Sunde im Norden, und ebenso in ostwestlicher Richtung. Solche Wege führen, wohl an mehr Stellen als man weiss, an Marktplätzen zusammen, die zeitweilig von einer grössern Zahl Handeltreibender besucht werden.“<sup>5)</sup>

Ungehindert zieht der Händler einher; auf primitiver Stufe wird von ihm kein Wegezoll, kein Tribut entnommen. Es ist das ein Austausch von gegenseitigen Geschenken, welche bei Begegnung, oder bei Aufenthalt in dem Gebiete eines fremden Stammes

<sup>1)</sup> *Fr. Ratzel*, a. a. O., Bd. I, S. 102 u. 103. — <sup>2)</sup> *Th. Waitz*, „Anthropologie der Naturvölker“, Bd. II, S. 101. — <sup>3)</sup> *Peschel*, „Völkerkunde“, S. 191, 215. — <sup>4)</sup> *Bauber*, „Urgeschichte“, Bd. II, d. 89. — <sup>5)</sup> *Fr. Ratzel*, „Völkerkunde“, Bd. II, S. 743 u. 744.

stattfinden. Hunderte von Meilen durchwandern die mit Diorit belasteten australischen Jünglinge, bevor sie in ihrer Heimat oder bei einem Stamme eintreffen, der ihnen für Diorit einen andern für sie erforderlichen Gegenstand liefert. Niemand vergreift sich an ihrer Persönlichkeit. Die Person des Händlers ist heilig und wird durch Kämpfe, welche in den von ihm durchschrittenen Ländern wüten, nicht gefährdet.<sup>1)</sup> Das gleiche Bild bieten uns die Massai, überberückigte und rohe Wegelagerer: „Zwischen den Massai und Wadjaga ist Krieg auf Leben und Tod, aber vertragsmässig dürfen die Weiber unbelästigt und ohne Schutz zwischen ihnen verkehren.“ Sie betreiben ungehindert den Handel.<sup>2)</sup> Auch bei dem Australier ist, gelegentlich bemerkt, die Frau von der Fehde ausgeschlossen. Die Weiber und Kinder ziehen zum Kampfe, verkehren oft auch während der vorbereitenden Schimpfereien friedlich mit einander und trennen sich erst bei beginnendem Speerwerfen.<sup>3)</sup> Aber nicht nur, dass die Frau ungefährdet bleibt; sie vermag die Karawane vor Ausraubung zu schützen, sie allein vermag unter notorischen Pferdedieben eine Herde durchzuführen. Um in der Tartarei ein feindliches Dorf zu passiren, genügt es, eine Frau an die Spitze der Karawane oder Herde zu stellen.<sup>4)</sup> Und auch bei den Indogermanen lautet das Westgotengesetz: „Die Frau soll Frieden haben, bei Markt und Messe, ob die Fehde unter den Männern auch noch so gross sei.“ Für den Mord einer Frau oder eines alten Mannes wurde doppelte Busse erlegt.<sup>5)</sup> Diese Angaben über den Schutz des Wehrlosen lassen sich eben nicht in rechten Einklang mit der erwähnten Wolfsnatur des ursprünglichen Naturmenschen bringen! Es liessen sich noch mancherlei Beispiele in diesem Sinne anreihen. Wir erwähnen jedoch nur noch dessen, dass der spezielle Markt- oder Handelsplatz stets ein Ort des Friedens ist. *Wallace* schildert uns die Stadt Dobbo auf den Aru-Inseln, welche von etwa 500 Leuten von verschiedener Race und schlechtestem Rufe sowohl in betreff der Ehrlichkeit, als auch in betreff jeder andern Art von Moralität, be-

1) *Tylor*, „Einführung in das Studium der Anthropologie“, russ. Ausgabe, 1882. S. 281. — 2) *J. Thomson*, „Durch Massai-Land“, deutsche Ausgabe. Brockhaus. 1885. S. 148. — 3) *Waitz-Gerland*, „Anthropologie der Naturvölker“, 1872. Bd. VI, S. 747. — 4) *Huc*, „Voyage dans la Tartarie“, II, 482. Zitiert in *Ch. Letourneau*, „La sociologie d'après l'éthnographie“. 2. éd. Paris, 1884. pag. 165. — 5) *Geijer*, „Geschichte Schwedens“ u. s. w., Bd. I, S. 267 u. 273. „Ueberhaupt schienen diejenigen Verbrechen die strafwürdigsten, welche auf feige und heimtückische Weise begangen wurden“, S. 273.

wohnt wird; es sind das Chinesen, Bugis, Mischlinge, darunter einige halb wilde Papuas vom Timor, Balbar und andern Inseln. Es gibt hier keinen Schatten von Regierung und Polizei.<sup>1)</sup> Und doch „sehen wir hier in der einfachsten Form den Genius des Handels an der Arbeit der Zivilisation. Der Handel ist der Zauber, der alle, alle in Frieden hält, und der diese unbarmherzigen Elemente in eine sich gut vertragende Gemeinschaft vereint. Alle sind Händler und wissen, dass dieser Frieden und diese Ordnung für einen erfolgreichen Handel wesentlich sind, und so wird eine öffentliche Meinung geschaffen, welche aller Gesetzlosigkeit entgegentritt.“<sup>2)</sup> Und ähnlich in Afrika. Die Menge, die auf dem Marktplatze zusammentrifft, flösst offenbar dem Einzelnen Vertrauen ein, und die Unverletzlichkeit der Marktbesucher und des Marktplatzes scheint einer der wenigen festen, durch lange Übung geheiligten Rechtsbegriffe der hiesigen Bevölkerung zu sein.<sup>3)</sup>

Dies sind die Grundlagen einer unwillkürlichen Associirung, eines friedlichen Verkehrs, welcher nur in Notfällen, bei schwerer Kriegsnot, und wenn die Handelskarawanen gar zu zahlreich, somit gefahrbringend erscheinen, behindert wird. Hiefür liefern die neuern Reisen mit ihren grossen, wohlbewehrten Karawanen mancherlei Beispiele.

Aber dieser Verkehr hat in und mit der Umwandlung der gesellschaftlichen Zustände, deren hervorragendste Äusserung er ist, zahlreiche und mitunter recht ungünstige Umgestaltungen zu erfahren. Die Festigung der Horden vermehrt deren Raubmacht; die Ausbildung der innern Organisation derselben unterscheidet Häupter und Untergebene, somit Vertreter und Vertretene. In den Händen der Vertreter konzentriren sich zum Wohle oder auch zum Nachteil der Vertretenen die Lebensäusserungen derselben der Aussenwelt gegenüber. Jedenfalls werden Verkehr und Handel dadurch vereinfacht. Von einer Vertretung im Handel durch den Ältesten zum Monopol des Handels von Seiten des Königs ist der Sprung ein geringer. Üppig blühen die Handelsmonopole unter den zur Despotie so leicht hinneigenden Negern.<sup>4)</sup> Der Muata Kasembe hat den ganzen Handel für sich monopolisirt. In Dahomé ist der Handel mit Gold, Silber, Korallen, Waffen und Schiesspulver Monopol des Königs, und lediglich den Kabossiren ist gestattet, mit gewissen Artikeln, wie Tabak und

<sup>1)</sup> Wallace, „Der Malayische Archipel“, deutsch von A. B. Meyer. Braunschweig, 1869. Bd. II, S. 198. — <sup>2)</sup> Wallace, a. a. O., S. 199. — <sup>3)</sup> Fr. Ratzel, „Völkerkunde“, Bd. I, S. 194. — <sup>4)</sup> Post, „Afrik. Jurisprudenz“ etc., S. 275/76.

Branntwein, zu handeln (*Valdez*). In Zanzibar ist der Verkauf von Schiesspulver Monopol des Sultans (*Wilson & Felkin*). In Bambuk bestimmen die Dorfoberhäupter, die Farim's, den Preis des an die Fremden zu verkaufenden Goldes; der Farim selbst ist der Mäkler des ganzen Handels seines Dorfes; er schliesst die Käufe ab (*Golberry*). In Sulimana hat der König den ganzen Handel für sich monopolisirt (*Laing*). Auch auf den polynesischen Inseln scheint der Handel wesentlich durch die Häuptlinge oder für sie betrieben worden zu sein.<sup>1)</sup> Noch unlängst war in Siam der Handel ein Monopol des Königs. In Tongking hatten, so lange es unabhängig war, von allen umwohnenden Völkern die Chinesen allein das Recht, Handel zu treiben, und zwar kraft der Vorherrschaftsrechte, welche China stets über Annam ausgeübt hat. Sie nützten auf Messen und Jahrmärkten, im Bergbau und in der Industrie dieses Vorrecht aus und halfen dem König sein einträgliches Monopol des Reishandels ausbeuten.<sup>2)</sup> Der Gedanke des Monopols liegt den Regierungen der hinterindischen Länder immer auffallend nahe. Monopolisirung des Reishandels und des Baumwollhandels sind in Annam und Birma üblich gewesen.<sup>3)</sup> In Brasilien wird der Handelsverkehr der Wilden durch die Häuptlinge besorgt,<sup>4)</sup> und ebenso bei den Nutkas.<sup>5)</sup> Das gleiche Bild gewährt uns das Kaiserreich Marokko,<sup>6)</sup> sowie das alte Ägypten und das Ägypten Mehemets Ali. Schliesslich betrieb auch das moskowitzische Zarentum seiner Zeit einen Handel mit englischen Kauffahrern.

Der Schutz, welchen die Häupter der Gemeinde den fremden Händlern und Passanten angedeihen lassen, gewinnt mit wachsender Differenzirung der Gemeindeclemente mehr und mehr den Anstrich eines unvermeidlichen Übels. Die Betreffenden sind ohne diesen Schutz verloren; für diesen Schutz aber müssen sie zahlen. Die vor Zeiten üblichen Gegengeschenke werden durch einen legalisirten Tribut ersetzt. In seinem eigenen Interesse gewöhnt der Händler den Häuptling an Geschenke. Bei den Kru werden Steuern und Abgaben den Einwohnern nicht auferlegt; nur die Schiffskapitäne, welche das Land besuchen, um Handel zu treiben, machen den Häuptlingen Geschenke (*Wilson*). Ebenso gibt es in Süd-Guinea keine Staatseinkünfte und keine Besteuerung; man erwartet nur von fremden Schiffen

<sup>1)</sup> *Ratzel*, „Völkerkunde“, Bd. II, S. 350. — <sup>2)</sup> *Ratzel*, a. a. O., Bd. III, S. 488. — <sup>3)</sup> *Fr. Ratzel*, a. a. O., Bd. III, S. 489. — <sup>4)</sup> *Martius*, „Ethnographie“, S. 14. — <sup>5)</sup> *Laftau*, „Mœurs des sauvages américains“, pag. 303. — <sup>6)</sup> *Maltzan*, „Im Nordwesten von Afrika“. Leipzig, 1863. Bd. IV, S. 130 f.

ein Geschenk an den Häuptling oder König (*Wilson*).<sup>1)</sup> Einen energischen Schritt weiter in der Ausbeutung des Händlers bieten uns folgende Verhältnisse: im Distrikt Mwumi in Ugogo erhebt jeder der kleinen Häuptlinge von den durch sein Gebiet ziehenden Karawanen einen so hohen Hongo (Zoll), dass er oft auf wenige Tagesreisen 20—25% des Gesamtbesitzes ausmacht (*Wilson & Felkin*). In Bondu sind die Zölle auf Reisende sehr beträchtlich. Fast in jeder Stadt muss eine Eselsladung, eine Barre europäischer Waren abgegeben werden, und in Fatteconda, der Residenz des Königs, werden ein Gewehr und sechs Flaschen Schiesspulver als der gewöhnliche Tribut eingefordert (*Park*). In Gondor, der Hauptstadt Abessinians, wird ein Eingangszoll von allen aus dem Auslande kommenden Waren bei ihrem Eingange in die Stadt erhoben. Derselbe besteht in zehn Speziestaltern von jeder Maultier- oder Eselsladung und halb so viel von der Last eines Trägers, ohne Rücksicht auf den Bestand oder Wert der Ware (*Rüppel*), u. s. w., u. s. w.<sup>2)</sup> Der Austausch der Gegenstände des Landes auf fremde Produkte bringt es mit sich, dass die Zuträger derselben in der Regel die Fremden sind.<sup>3)</sup> Vertreter fremder, kulturüberlegener und über entwickelten Handel gebietender Stämme sind es auch, welche den Verkehr ursprünglicher Stämme mit der Aussenwelt erschliessen. Das von der heimatlichen Umgebung des Wilden Abweichende in Erscheinung und Sitte der Fremden, sowie das für den arbeitsscheuen Wilden unbegreifliche emsige Schachern und Mühen derselben erklärt die Geringschätzung, mit welcher er in der Regel auf den Händler herabschaut. Hiezu gesellt sich noch die verächtliche Wehrlosigkeit und Ängstlichkeit des um seinen Besitz zitternden und dem edlen Kriegshandwerk entfremdeten Kaufmannes. Darum ist die Stellung des Händlers in der Genossenschaft — und dieses gilt auch für den Händler eigenen Stammes — häufig eine recht ungünstige. Bei den Wer-Singellis (Somalen) gehören sie nebst den Eisenarbeitern in eine der Pariaklassen, welche nur unter einander heiraten (*Hildebrandt*).<sup>4)</sup> Jedoch erscheint Mexiko keineswegs vereinzelt in der Achtung der Kauffleute, wie das *Letourneau* darstellt.<sup>5)</sup> Die Stellung der Händler in der dritten Kaste, nach den Kriegern und Priestern, nach den Gesetzen des Manus, ist noch keine so üble; was aber Abessinien betrifft, so lässt sich

<sup>1)</sup> *Post*, „Afrik. Jurisprudenz“ etc., S. 262. — <sup>2)</sup> *Post*, a. a. O., S. 268, 269. — <sup>3)</sup> *M. Kulischer*, „Studien“ etc., bringt hiefür eine sehr eingehende Zusammenstellung S. 219, 220. — <sup>4)</sup> *Post*, a. a. O., S. 171. — <sup>5)</sup> *Letourneau*, Dictionnaire, pag. 327.

der Bemerkung *Letourneau's* die Tatsache gegenüberstellen, dass auch hier die Kaufleute in der dritten Klasse nach den Edlen (Besitzer der Erblehen) und den Geistlichen zu stehen kommen und hochgeachtet werden (*Ferret*).<sup>1)</sup> In Dahomé zerfällt die Nation in folgende Klassen: 1. Soldaten, 2. Kaufleute, 3. Lastträger und Handarbeiter. Der Kaufmannsstand hat den ersten Rang (*Labarthe*).<sup>2)</sup> Bei den Brakuas (Mauren) sind die Hassanen, Krieger, die ersten im Lande; ihnen folgen die Marabuts, die Priester, welche ausschliesslich den Handel in Händen haben. Dann folgen die Senagen, Hörige, und die Laratinen, Sklaven (*Caillé*).<sup>3)</sup>

Der Handel bringt die primitive Horde in merkwürdigen Fluss. Er führt ihr fremde Sitten und Bräuche zu, welche das Altgeheiligte zersetzen; er scheidet Vertreter und Vertretene und schliesslich professionelle Händler aus. Aber auch der Handel selber gewinnt allmählig eine durchaus neue Gestaltung. Die einfachste Naturform des Handels ist der Tausch; der eine der Verhandelnden hat mehr Tierfelle, als er zur eigenen Bedeckung braucht, aber keine rote Ockererde, um sich gebühlich zu bemalen; der andere hat gar viel Ocker zur Verfügung, aber keine Felle. Sie tauschen zur beiderseitigen Befriedigung. So werden Mangel und Überfluss ausgeglichen. Aber dieser Modus ist bei all' seiner Natürlichkeit und Einfachheit doch ein sehr ungenügender. Es stellen sich häufig Fälle ein, wo die eine der Parteien kein Bedürfnis nach dem beim Gegenpart im Überfluss Vorhandenen empfindet. *Cameron* hatte am Ufer des Tanganika für eine Bootfahrt zu zahlen, und zwar sollte die Zahlung in Elfenbein geschehen. Der Reisende besass kein Elfenbein, wohl aber andere Waren. Da vernahm er, dass eine gewisse Persönlichkeit bereit wäre, Elfenbein für Tuch einzutauschen. Ihm mangelte aber auch an Tuch. Eine weitere Persönlichkeit wiederum besass das Tuch, wünschte sich aber Messingdraht. Nun konnte der Reisende mit seinem Überfluss einspringen. Derjenige, der den Draht wünschte, erhielt ihn von *Cameron* und lieferte nunmehr sein Tuch dem andern aus, und dieser übergab sein Elfenbein dem Bootsmann, worauf das Boot dem Reisenden zur Verfügung gestellt wurde.<sup>4)</sup> Unüberlegte Forscher pflegen aus derartigen Schwierigkeiten auf Unbekanntschaft mit dem Tausch zu schliessen!

Die Idee eines Vermittlers im Tauschgeschäft vermag bereits Fuss zu fassen, wenn infolge homogener Lebensweise eines Volkes ein

<sup>1)</sup> *Post*, a. a. O., S. 174. — <sup>2)</sup> *Ibid.*, 175. — <sup>3)</sup> *Ibid.* — <sup>4)</sup> *Cameron*, „Quer durch Afrika“. Leipzig, Brockhaus, 1877. Bd. 1, S. 211.

gewisser Gegenstand zu massgebender, das Gesamtleben der Völker beherrschender Bedeutung gelangt. So wird bei viehzüchtenden Völkern das Vieh eine Einheit, auf welche sich jegliche ökonomischen Lebensäusserungen leicht beziehen lassen. So sind in der Ilias bei Beschreibung eines Wettlaufes als erster Preis ausgesetzt: ein Opferdreifuss, zwölf Ochsen wert, der zweite Preis eine Sklavin, vier Ochsen wert. Das Vieh ist der Wertmesser: *pecus* = *pecunia*. Das Leben des renntierzüchtenden Samojeden gipfelt in Sorgen um seine Renntierherde. Der jeweilige Renntierbesitz ist ihm der Ausdruck der Lebenswandlungen und der Lebensgenüsse eines Menschen. In Renntieren bezahlt er seine Genüsse (Frauen, Schnaps), in Renntieren bezahlt er seine Sünden. (Verbrechen durch Bussen in Renntieren gestühnt.)<sup>1)</sup> Das gleiche Bild bietet uns im Gegensatz zur Schneewüste und dem Sumpfland des Nordens die Sandwüste und die Grassteppe des Kirgisenlandes. Der allgemein giltige Wertmesser für Genuss, Verbrechen und Lebensbedarf sind hier das Pferd und das Kameel.<sup>2)</sup> Bei den viehzüchtenden Negern Afrika's erscheint das Vieh, namentlich für grössere Umsätze (Wadai), als Wertmesser.<sup>3)</sup> Bei den Osseten im Kaukasus ist die Kuh normale Einheit des Preises für jeden Wert, sie ist das ursprüngliche Geld, wie dies bei Römern und Germanen der Fall war. Es heisst daher stets: der Gegenstand ist zwei, drei, vier Kühe, oder auch  $\frac{1}{10}$ ,  $\frac{1}{100}$  einer Kuh wert, der Ochse gilt hiebei für zwei Kühe. Die Osseten kennen jedoch schon lange gemünztes Geld und in den an Grusien angrenzenden Teilen hat der Ausdruck: „zwei bis drei Kühe“, einen bestimmten Kurs in gemünztem Gelde.<sup>4)</sup> In Kukunor und Zaidam wird der Wert der Ware nicht nach Geld, sondern nach Schafen berechnet.<sup>5)</sup> Zum Kaufmittel dienten bei den alten Germanen Rinder, Pferde und anderes Vieh. Die Lex Saxonum z. B. bestimmt den Wert der verschiedenen Solidi und andere Geldwerte in Rindern und Schafen.<sup>6)</sup> Auch der Mensch als Arbeitskraft, als Sklave, bietet einen fassbaren Wertmesser. Als solcher gilt er namentlich in Afrika.<sup>7)</sup> Die Russen jagten in Sibirien nach kostbaren Rauchwaren: sie besteuerten die Ein-

---

<sup>1)</sup> *A. Jefimenko*, „Juridische Bräuche der Lappen, Korelen und Samojeden. d. Gouv. Archangelsk“. Sapiski, d. russ. Geogr. Gesellschaft, Bd. X. St. Petersburg, 1878 (russisch). — <sup>2)</sup> „Materialien zum Studium der juridischen Bräuche der Kirgisen“. Omsk, 1886 (russisch). — <sup>3)</sup> *Post*, „Afrikanische Jurisprudenz“ etc., Bd. II, S. 176. — <sup>4)</sup> *v. Haxthausen*, „Transkaukasien“ II, 30. — <sup>5)</sup> *Prschewalski*, „Reisen in der Mongolei“, S. 376. — <sup>6)</sup> *Rich. Andree*, „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“. Stuttgart, 1878. S. 249. — <sup>7)</sup> *R. Andree*, a. a. O., 250; *Post*, a. a. O., S. 177.

geborenen mit Rauchwaren, sie handelten um Rauchwaren und die Eingeborenen durften sich dieses gefallen lassen, weil sie professionelle Jäger waren.<sup>1)</sup> Ähnliches findet sich bei andern Jägervölkern, so bei Nordamerikanern, so bei den alten Skandinaviern, Russen, Wolgabulgaren.<sup>2)</sup> Auf den Faröern rechnete man nach Skins, d. i. Schaffellen, nämlich 1 Skin = 4 Schilling dänisch oder 2 Schilling lübisch, obgleich dieselben in natura weder gegeben noch genommen wurden. (*J. Anderson*, 1746).<sup>3)</sup> An Stelle der Scheidemünze bedienten sich die Isländer des Stockfisches. „So werden auch alle Kontrakte, Käufe und Handlungen nach Fischen getroffen und in Fischen geführt. Nämlich ein Speziestaler gilt allemal 48 Fische und eine einfache Krone ist vom Könige gesetzt zu 15, eine doppelte zu 50 Fischen. Einen Fisch rechnet man zu 2 Pfund, oder 2 Pfund schwere Fische machen allezeit einen Schilling lübisch aus“ (*J. Anderson*).<sup>4)</sup> Einen bedeutenden Gebrauchswert besitzen die Metalle, denen späterhin die Rolle eines nur durch papierne Symbole eingeschränkten, alleinigen Wertmessers zufällt. *Cook* erzählt in seiner vierten Reise von einem Häuptling auf Tahiti, welcher als glücklicher Besitzer von zwei Eisennägeln ein reicher und wohl gesicherter Mann war: er verlieh seine Nägel für gutes Entgelt an die Bedürftigen. Und Eisen und nur Eisen wollten die Bewohner der Marquesas (*Marchand*) und der Insel Amakata im Canal St. Georg (*Lesson*).<sup>5)</sup> Eisen, das in Grönland die beiden Grundursachen alles Preises, Nutzbarkeit und Seltenheit an sich hat, behauptet seinen wirklichen Wert, schreibt *J. Anderson* und bemerkt dazu, dass man Grönländern ein Goldstück von etlichen Dukaten und ein paar Nähnadeln, oder ein mit ein paar Saiten zum Klingen bezogenes Hackbrett vorgelegt und „sie hätten nach dem letzteren gegriffen. Sie schätzen den Wert des Eisens und sind grosse Liebhaber von Musik und Gesang“. <sup>6)</sup> „In ihrem frühern Handel mit den Europäern, sagt *Mungo Park* von den Einwohnern der Senegalländer, war Eisen die von ihnen am meisten geachtete Ware. Durch dessen Nutzen, dass es die Werkzeuge des Krieges und Ackerbaues gibt, wurde ihm vor allem andern der Vorzug erteilt. Eisen wurde daher bald der Massstab, nach welchem sich der Wert aller andern Waren bestimmte.“ Die Einheit ist ein Eisenstab, Stab oder Barre in der Sprache der

1) *Jadrinzew-Petri*, „Sibirien“. Jena, Costenoble, 1886. — 2) *R. Andree*, a. a. O., S. 248. — 3) *Ibid.*, S. 248. — 4) *Ibid.*, 240. — 5) *Sieber*, „Studien“ etc. S. 372 u. 373. — 6) *J. Anderson*, „Nachrichten von Island, Grönland etc.“. Hamburg, G. Chr. Grund, 1746. S. 265.

Handelsleute.<sup>1)</sup> In Bonny an der Nigermündung besitzt der Eisenwertmesser die Form hufeisenförmiger Halbringe, jetzt meist aus Kupfer (*Bastian*); an andern Orten wird dem Eisen die Form einer Lanzenspitze gegeben (Djurneger), oder eines Spaten (Bongo). Von wertvolleren Metallen dienen ferner Kupfer, Bronze, Zinn, Gold und Silber als Wertmesser.<sup>2)</sup> Bei den Niam-Niam bürgert sich immer mehr englisches Stangenkupfer von 2 cm. Durchmesser ein. Scheidemünze wird durch spezielle, die Niam-Niam-Expeditionen begleitende Schmiede in Form von Ringen aus den Stangen hergestellt.<sup>3)</sup> Im alten Mexiko zirkulirte Kupfer in Stücken von der Form eines T, auch Zinnplatten und schliesslich Goldstaub in Gänsekielen.<sup>4)</sup> In Darfur zirkulirten zu Ende des vorigen Jahrhunderts Ringe aus Zinn. In Aschanti ist Goldstaub der Wertmesser, in Abessinien Gold in Stangen.<sup>5)</sup> Ein weitverbreiteter, praktischer und mit Ausbreitung des europäischen Handelsverkehrs immer mehr zum Aufschwung gelangender Wertmesser sind die Bekleidungsstoffe. Und wiederum ist es das an den verschiedenlichsten Wertmessern so überaus reiche Afrika, welches uns hiefür eine Reihe von Beispielen bietet. In Bagirmi finden sich als gangbare Münze Baumwollstreifen (*Farda*) von sehr unregelmässiger Länge, im allgemeinen von 2 „dra“ Länge und einer Hand Breite, aber von sehr verschiedener Güte. Als grössere Münze gelten Hemden im Werte von 70 bis 150 Farda (*Barth*). In Wadai ist neben Vieh und Sklaven der feste Wertmesser die Tokia, 2 Catunstreifen, 18 „dra“ lang und 3 breit, aus kleineren Streifen zusammengesetzt (*Barth*). In Bornû war früher ebenfalls ein Zeuggeld gebräuchlich, Gubbuk (Gobaga), welches aus Baumwollstreifen von ca. 3 Zoll Länge und einer Elle Breite bestand (*Denham*); ähnliche Angaben von Zeugwertmessern finden sich für Lagône (*Barth*), für Darfur (*Wilson & Felkin*), im Osten für die Teda, europäisches Baumwollenfabrikat, (*Nachtigal*), für Abessinien (*Terret*), Somali (*Hagenmacher*), Zanzibar (*Wilson & Felkin*), Bihé und sonst in Central- und Südafrika (*Serpa Pinto*), für die Kimbundes (*Magyar*), früher am Kongo und in Loango (*Zucchelli, Bastian*).<sup>6)</sup> Auch in Asien ist das Zeug häufig als Wertmesser. Als die Tscherkessen noch keine gangbare Münze besaßen, begnügten sie sich mit Bocassinen (Lein-

<sup>1)</sup> *Mungo Park*, „Reise in das Innere von Afrika in den Jahren 1795, 1796 und 1797“, aus dem Engl. Hamburg, 1799, S. 32. — <sup>2)</sup> *R. Andree*, a. a. O., S. 242; *Post*, a. a. O., S. 177. — <sup>3)</sup> *Schweinfurth*, „Im Herzen von Afrika“, Bd. I, S. 541. — <sup>4)</sup> *Waitz*, „Anthropologie der Naturvölker“, Bd. IV, S. 101. — <sup>5)</sup> *Post*, a. a. O., 176 ff. — <sup>6)</sup> *Post*, a. a. O., S. 176 ff.

wandstücken), ein Stück, gerade gross genug zu einem Hemde (*Klap-roth*).<sup>1)</sup> Auch die Genussmittel finden als Wertmesser eine weite Verbreitung und guten Anklang, so namentlich das Salz. Für Salz werden bei den Fan am Ogowe Frauen gekauft.<sup>2)</sup> Salzziegel als Zahlungsmittel statt des Geldes in der Sahara südlich von Marokko erwähnt schon *Ibn Batuta* (XIV. Jahrhundert).<sup>3)</sup> In Abessinien findet man unter anderm Salz als Zahlungsmittel, jedoch ist niemand verpflichtet, Salz als Geld anzunehmen (*Terret*); als fernerer Wertmesser in Genussmitteln ist daselbst schwarzer Pfeffer zu nennen.<sup>4)</sup> Es ist überraschend, dass die Kissama am Koanza in Angola das Steinsalz ganz genau so wie die Abessynier wetzsteinförmig zuhauen und in Rohr geflochten als Geld benutzen.<sup>5)</sup> Auf Yukatan und in Mexiko galt die Cacao-bohne als Geld, ebenfalls am Amazonastrom, nebst Vanille, Sassa-parael u. a. m.<sup>6)</sup>

Neben dem materiellen Wert kommt aber auch der ästhetische Genuss, welchen bestimmte Gegenstände zu bereiten vermögen, in Betracht. Schmuckgegenstände, wie Perlen, Muscheln etc., können als Wertmesser figuriren und finden mitunter bei grösster Bedürfnislosigkeit gute Aufnahme. Als Schmuck treten namentlich die so überaus verbreiteten und im Laufe der Zeit zu abstrakten Wertmessern werdenden Muscheln auf. Unter den Muscheln hat keine einzige eine so hohe Verbreitung erlangt, als die Kauri (*Cypræa moneta*). In Afrika geht die Kauri fast durch den ganzen Sudan, ist an der Ost- wie an der Westküste im Gebrauche. An der Ostküste ist Zanzibar ein Hauptstapelplatz für den Kaurihandel; von dort gelangen sie in Trägerkarawanen nach dem Innern, oder auf Hamburger Schiffen nach Lagos an der Westküste.<sup>7)</sup> In Asien war die Kaurimuschel noch im XVII. Jahrhundert in Indien, auf den Philippinen und in Siam als Kleingeld allgemein im Gebrauch; in letzterem Lande trifft man sie noch jetzt. Kaurimuscheln werden sogar heutzutage häufig als Schmuck getragen, so bei den Frauen der Mordwinen, Tschuwaschen, Tscheremissen; Beduinenfrauen tragen sie im Gürtel, die Toddas an silbernem Halsband; am obern Nil ziert die Muschel das Zaumzeug der Kameele und noch im Beginne dieses Jahrhunderts schmückten die sächsischen Husaren mit derselben ihre

<sup>1)</sup> *Andree*, a. a. O., S. 248, siehe auch 246, 247. — <sup>2)</sup> *Lenz*, „Skizzen aus Westafrika“, S. 81. — <sup>3)</sup> *R. Andree*, a. a. O., S. 245. — <sup>4)</sup> *Post*, a. a. O., II, S. 178. — <sup>5)</sup> *R. Andree*, a. a. O., 246. — <sup>6)</sup> *Sieber*, a. a. O. 385, 388. — <sup>7)</sup> *Andree*, S. 233 f.; *Post*, S. 176 f.

Rosse.<sup>1)</sup> Muscheln anderer Art finden sich als Zirkulationsmittel in Amerika, so die bekannten „Wampum“.<sup>2)</sup>

Mitunter treten uns als Zirkulationsmittel Absonderlichkeiten entgegen, wie etwa die rothbefiederte Kopfhaut eines Spechts bei den Kahrok-Indianern Kaliforniens, Tierschädel bei den Mischmis in Assam,<sup>3)</sup> Steine, gebrannte Erde, Emaillen und natürliches Glas in der Südsee, so bei den Pelauern auf Yap, den neuen Hebriden u. s. w.<sup>4)</sup> In allen diesen Fällen kommt dem Zirkulationsmittel eine gewisse geheimnisvolle Eigenschaft, vielleicht ein mystischer Gebrauchswert zu, welcher den glücklichen Besitzern derselben allerdings verschlossen sein mag.

Unter genannten Verhältnissen hat die Gewohntheit an ein gewisses Zirkulationsmittel den wahren Gebrauchswert desselben vollkommen ersetzt. Wir stehen somit bereits vor einer höhern Stufe des Handelsverkehrs. Durch anhaltenden Gebrauch wird der Wert eines gewissen Gegenstandes fixirt; das Bewusstsein, dass der betreffende Gegenstand stets seinen Wert beibehalten wird, ist für die Entfaltung des Handelsverkehrs, für die intensive wie extensive Ausbildung desselben von grösster Wichtigkeit. So wandelt sich der Gebrauchsgegenstand mehr und mehr in einen symbolischen Vertreter des jedem beliebigen Gebrauchswerte zu Grunde liegenden Erstellungswertes um; es präsentirt dies Symbol in seinen Wertabstufungen, das zur Erlangung eines gegebenen Gegenstandes erforderliche Arbeitsquantum. Das Symbol findet sich deutlichst ausgeprägt in alchinesischer Münze, welche uns die Formen von Kleidungsstücken, Messern etc. in Kupferstücken darstellt. Greifbar ist der Gebrauchswert in den Metallbarren, und diese sind es, welche dank ihrer universellen Verwendung und bedeutenden Transportfähigkeit stetig an Verbreitung gewinnen. Die Barren in passende Form gebracht, etwa wie alt-ägyptische Ringe oder babylonische Löwen, werden nach Gewicht geschätzt; das Gewicht aber wird durch beigedruckten Stempel bezeichnet,<sup>5)</sup> denn das jeweilige Zuschlagen und Abwägen des Metalls, wie es uns etwa *Bastian* für Birma beschreibt,<sup>6)</sup> ist ungemein umständlich. Jedoch die Gewichtsmarke bietet noch lange nicht die erforderliche Garantie; für die Richtigkeit des Gewichts und den Wert des Metalls bürgt der Lieferant desselben durch einen

1) *Andree*, a. a. O., 235. — 2) *Ibid.*, 238. — 3) *Ibid.*, 234, 239, 240. — 4) *Ibid.*, 230 f.; *C. Semper*, „Die Palauinseln“. Leipzig, 1873, S. 61. — 5) Ähnlich wie die Portugiesen die „Macuten“, das Zeuggeld in Nieder-Guinea, auf ihren Wert stempelten. *Andree*, 246. — 6) *Bastian*, „Birma“, S. 57.

Wappenstempel. Auf diesem Wege gelangte man wohl zu den kleinasiatischen Münzen. Für die Handlichkeit der Münzform spricht ihre rasche Verbreitung selbst bei kulturarmen Völkern. Ausserordentlich belehrend hiefür ist der hübsche Abschnitt in *R. Andree's* „Ethnographische Parallelen“ über die Verbreitung des Maria-Theresia-Talers,<sup>1)</sup> welcher über ein gutes Drittel von Afrika, also über etwa 180,000 deutsche Quadratmeilen, verstreut ist, „so dass vielleicht 70 Millionen, zum grossen Teil barbarischer Menschen, mit den Zügen der grossen Kaiserin vertraut sind“. Es ist natürlich, dass der Maria-Theresia-Taler auch nach Arabien übergreift und in allen Küstenplätzen am Roten Meere Geltung hat.<sup>2)</sup>

Je üblicher das Zirkulationsmittel, um so sicherer wird es in seinem Auftreten, um so mehr verfällt es dem äussern Schein und vergisst seine wahre Bedeutung. Statt des echten Metallgehaltes findet sich nur der Stempel desselben. Es ist dies eine überraschende Idealisierung des Zirkulationsmittels, und diese Idealisierung ist, sonderbar genug, mit einer rapiden Verschlechterung desselben verknüpft. So kommt der wohlbegründete Spruch der englischen Nationalökonomie „*Money is a pledge*“ zu schanden, denn das Unterpfund steht in keinem Verhältnis mehr zu seinen Ansprüchen. Das Äquivalent ist realiter kein Äquivalent. Aber die Praxis, im allgemeinen den Idealen Feind, genügt sich in diesem Falle mit dem idealen Werte der Münze. Sie lässt sich das unvermeidliche Verschleissen der Münzen gefallen, sie erträgt aber auch das äusserste Herabsetzen des nominellen Gewichts, z. B. die Verwandlung des libra in ein englisch Pfund von weniger als  $\frac{1}{3}$  ursprünglichen Gewichts, in ein schottisch Pfund von  $\frac{1}{36}$ , ein französisch livre von  $\frac{1}{74}$  des Pfunds, einen spanischen Maravedi von weniger als  $\frac{1}{1000}$ , und den noch mindern portugiesischen Ree; sie versteigt sich zur höchsten Idealisierung des Zirkulationsmittels, indem sie von seinem Gebrauchswert vollständig absieht und den Metallrest des einstigen Äquivalents durch ein bestempeltes, den „Arbeitswert“ darstellendes Papier ersetzt. In den metallischen Geldmarken ist der rein symbolische Charakter noch einigermassen versteckt. Im Papiergeld tritt er augenscheinlich hervor. China hat Banknoten schon im VIII. Jahrhundert gekannt; der grosse *Marco Polo* schildert seinen staunenden Mitbürgern die Noten des Grosschans aus Maulbeerbaumrinde.<sup>3)</sup> Eine Entwertung

---

<sup>1)</sup> *R. Andree*, a. a. O., S. 225—230. — <sup>2)</sup> *Ibid.*, a. a. O., S. 229. — <sup>3)</sup> *S. Ruge*, „Zeitalter der Entdeckungen“. Berlin, Grote, 1882. S. 70.

der Münze, bei richtigem Takt wie bekannt ein überaus handliches Mittel zur Hebung der staatlichen Finanzen, wird, allzuhastig betrieben, selbst von der duldsamen Praxis schlimm ertragen. Unsere europäische Geschichte ist überreich an belehrenden Beispielen in diesem Sinne. Auch ein Übermass an Papiergeld, dieser höchsten Potenz einer Idealisierung der Zirkulationsmittel, vermag eine Ernüchterung zu bewirken. Wir brauchen nur an die prächtigen Assignaten der französischen Revolution zu erinnern, welche es so weit gebracht hatten, dass ein Pfund Butter mit einem Assignat auf 500 Francs bezahlt werden musste.<sup>1)</sup>

Indem wir nun die Geschichte des Geldes, „dieses gemeinschaftlichen Massstabes für Werte verschiedener Art“,<sup>2)</sup> in kurzen Zügen angedeutet haben, können wir nicht umhin, auf die merkwürdigen Schlüsse der ethnologisirenden Nationalökonomien hinzuweisen. „Als ursprüngliches Geld erscheinen die kostbarsten Gegenstände, welche als Schmuck dienen und sehr häufig als Schätze in die Erde vergraben werden“, schreibt *N. Sieber*. „In seiner spätern Entwicklung verknüpft sich das Tauschmittel entweder mit dem wichtigsten Gegenstände des lokalen Gebrauchs oder mit dem wichtigsten Gegenstände der Einfuhr.“<sup>3)</sup> Wir glauben im Gegenteil genügend darauf hingewiesen zu haben, dass der Gebrauchswert das leitende Motiv des Tauschverkehrs ist und dass die Evolution der Zirkulationsmittel von einer unmittelbar praktischen Verwertung zum allgemein gültigen, unversellen Tauschmittel nur in dem Sinne vor sich geht, dass durch den Tausch gewisse Bedürfnisse Befriedigung finden. Demnach dürften die ästhetischen Bedürfnisse erst in zweiter Linie neben den praktischen Lebensbedürfnissen in Betracht kommen. Für die Sieber'sche Anschauung liegt absolut kein Material vor. Wohl aber liesse es sich erraten, dass er auf die angedeutete Auffassung durch den selbstverständlichen Umstand geführt war, dass die Wilden im Verkehr mit den Europäern vor allem nach buntem Schmuck greifen; es springt ihnen derselbe mehr in das Auge und ihre sonstigen Bedürfnisse werden durch ihren eigenen Lebenserwerb befriedigt. Es dürfte jedoch sehr klar sein, dass in den letztbezeichneten Fällen keine Rede von sozusagen „natürlichen“ Anfängen des Handelsverkehrs sein kann; es handelt sich vielmehr um einen unvermit-

1) *J. St. Mill*, „Grundzüge der politischen Oekonomie“, deutsch von Gompert, Bd. III, Kap. XIII, § 3, S. 223. — 2) *Ibid.*, Kap. VIII, § 1, S. 154. — 3) *N. Sieber*, a. a. O., S. 394.

telten Zusammenstoss verschiedener Kulturen, ein Zusammenstoss, dessen Resultate für die Wilden von einer nur allzu bekannten Wirkung sind.<sup>1)</sup>

Die innere Ausgestaltung des Handels und Verkehrs, wie wir sie auf den vorhergehenden Blättern verfolgt haben, ist selbstverständlich nur auf der Grundlage einer wachsenden äusserlichen Entwicklung, einer ständigen Ausbreitung der Handels- und Verkehrsbeziehungen denkbar. Wir stehen in diesem Falle durchaus auf dem Boden natürlicher Verhältnisse, denn der primitive Mensch besitzt nicht die gewaltigen Kulturmittel, um diese Naturverhältnisse seinem Gutdünken zu beugen. Die Endziele des Handelsverkehrs werden durch die geographischen Lockmittel vorgezeichnet; die Wege, auf welchen diesen Lockmitteln zugestrebt wird, im allgemeinen durch die lokalen oro- und hydrographischen Verhältnisse. Die Naturschätze der Erde sind bei ihrer launenhaft ungleichen Verbreitung die wichtigsten Förderer des Verkehrs. Ein Land der Sehnsucht für die armseligen innerasiatischen Nomaden waren die fruchtbaren Gebiete des eigentlichen Chinas einerseits, die reichen Oasen des heutigen Zentralasiens der Russen anderseits; für die rauhen Germanen, Gallier und Slaven war es Italien. So schloss sich, um einige weitere Beispiele aus dem Bereiche der europäischen Geschichte anzuführen, die Verbreitung der Spanier in der neuen Welt an die goldreichen Gebiete, diejenige der Portugiesen und Holländer an die Gewürzländer des südöstlichen Asiens<sup>2)</sup>; die Russen in Sibirien wurden durch kostbares Pelzwerk und durch das Gold bis auf die amerikanischen Gestade und in die chinesischen Grenzländer gelockt.<sup>3)</sup> Klassisch ist das Beispiel der alten Semiten, welche geographischen Lockmitteln, wie z. B. dem Kupfer, Zinn u. s. w., folgend, sich von Insel zu Insel, von Küste zu Küste fort tasteten und auf diese Weise zu einer Seetüchtigkeit gelangten,<sup>4)</sup> welche sie als die grössten Seefahrer der alten Zeit erscheinen lässt. Hier liegen aber bereits die Angaben für die weitem Bedingungen des Verkehrs vor. In dem soeben erwähnten Fall handelt es sich vor allem um die Möglichkeit des allmäligen Fort tastens von Küste zu Küste, von Insel zu Insel. Eine Fülle von kostbaren und auf alle Weltteile sich erstreckenden Beispielen für den natürlichen Zu-

<sup>1)</sup> *E. Petri*, „Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur“. *Globus*, 1883. Bd. XLIV, S. 265. — <sup>2)</sup> *Peschel-Kirchhoff*, „Völkerkunde“, VI. Aufl. Leipzig, 1885, S. 218, 220. Vgl. *Ratzel*, *Anthropogeographie*, S. 444 f. — <sup>3)</sup> *E. Petri*, „Sibirien als Kolonie“, *Mitteilungen der Ostschweizerischen geogr.-commerc. Gesellschaft*, 1886, S. 3. — <sup>4)</sup> *Peschel-Kirchhoff*, a. a. O., S. 203.

sammenhang zwischen Seetüchtigkeit und der Gunst lohnenswerter Gegengestade bietet *Peschel* in seiner Völkerkunde.<sup>1)</sup> Wir möchten hier nur bemerken, dass die verhältnismässig geringe Seetüchtigkeit der Feuerländer, trotz physischer Begünstigung ihres Wohnortes, der fjordenreichen Südspitze Amerikas<sup>2)</sup>, wohl darauf zurückzuführen wäre, dass die in vorliegendem Fall erreichbaren Gegengestade durchweg armselig, bei der Isolirung der Südseite aber jede Möglichkeit zur Erreichung günstigerer Küsten für den primitiven Seeverkehr geographisch undenkbar ist. Sehr hübsch lässt sich der Wert der Gegengestade an dem klassischen Beispiele Altgriechenlands studiren. Der Reichtum an schönen, tief in das Land einschneidenden Buchten und die Fülle von Inseln, die über die griechischen Gewässer ausgestreut sind, gaben dem Volk schon früh einen Antrieb, sich auf das Meer hinauszuwagen.<sup>3)</sup> Die Küste Euböas liegt den Bewohnern Böotiens gegenüber, Salamis liegt unmittelbar vor der attischen Küste. Es genügt die blossе Neugier, um den Versuch zu wagen, hinüber zu gelangen. Von dem Burgfelsen Athens überschaut man nicht nur die Inseln des saronischen Meerbusens, sondern auch die jenseitigen Berge des Peloponnes; der pegaseische Golf nahm in seinen Bergrahmen sich aus, wie ein Bergsee, der korinthische erscheint als schmale Spalte.<sup>4)</sup> Wo überall in dieser Weise sichtbare Ziele winkten, war es schwer, der Versuchung zu widerstehen, die Übung, die man auf den stillen Buchten gewonnen hatte, auch zur Fahrt in die See zu jenen Zielen zu verwerten. Und war dieser Schritt einmal getan, so wies ein Stationspunkt zum andern hin, denn dicht gedrängt liegen am griechischen Meer Landmarken der vortrefflichsten Art.<sup>5)</sup> Der Wert der reich gegliederten Küste Griechenlands wird aber dadurch noch um so mehr gesteigert, dass die Buchten in Beziehung zu den herrschenden Winden fast sämtlich günstig gelegen sind.<sup>6)</sup> In grösserm Massstab und in allgemeinen Zügen finden diese Ausführungen ja auch auf das gesamte Europa ihre Anwendung. An einem andern Ort hatten wir Gelegenheit, uns über den Wert der innern Ausgestaltung der Länder für die Erschliessbarkeit eines Landes auszusprechen. Es handelte sich um

---

1) *Ibid.*, Kap. V. Siehe auch *W. Götz*, „Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels“, Stuttgart, Enke 1888, u. *John Yeats*, „The Growth and Vicissitudes of Commerce“, London, G. Philip and Son. 1887. — 2) *Ibid.*, S. 205 f. — 3) *Neumann-Partsch*, „Physikalische Geographie Griechenlands“. Breslau, W. Koebner. 1885. S. 133. — 4) *Ibid.*, S. 133 u. 134. — 5) *Ibid.*, S. 147 u. 149. — 6) *Ibid.*, S. 138.

die innere Zugänglichkeit Sibiriens,<sup>1)</sup> welche bei weitem die äussere Zugänglichkeit desselben Landes übertrifft und seinerzeit die so un-  
gemein rasche Durchquerung Sibiriens durch russische Abenteurer  
ermöglicht hat.<sup>2)</sup> Wir dürfen uns darum um so kürzer in dieser  
Frage fassen und möchten lediglich nochmals darauf hinweisen, was  
an genannter Stelle bereits des genauern erörtert wurde, dass näm-  
lich die Erschliessbarkeit eines geographischen Gebietes ein durch-  
aus wandelbarer Begriff ist. Wo einst der kulturarme Mensch vor  
unüberwindlichen Naturschranken zurückgewichen, da schreitet der  
Kulturmensch der Gegenwart als Sieger einher. Die schroffen, un-  
zugänglichen Gebirge sind von Fahrstrassen, Eisenbahnen und Tunnels  
durchzogen; die endlose Steppe, in vergangenen Zeiten das Gebiet  
des unstäten Nomaden, ist heutzutage ein blühendes, verkehrreiches  
Kulturland, auf welchem sich die in engern Räumen erstarkte Kultur  
in all ihrer Macht entfaltet; das ewig trennende Meer ist zu einer  
Arena des Weltverkehrs geworden. Das, was für die primitive Kultur  
ein Hemmnis war, das ist von der entwickelten Kultur überwunden  
oder gestaltet sich sogar zu einem Vorteil für dieselbe.<sup>3)</sup>

Es liegt eher in der Entwicklung des Verkehrs eine ungeheure  
kulturelle Kraft. Das Antlitz der Erde erhält durch die Ausbreitung  
des Verkehrs den Stempel der Kulturarbeit. Die fremden Weltteile  
werden durch die grossartige Energie Europas sozusagen europäisiert.  
Es verändert sich ihre pflanzliche, tierische und menschliche Be-  
völkerung; es treten mithin auch zahlreiche Veränderungen im oro-  
graphischen, hydrographischen und klimatologischen Charakter der-  
selben ein. Und wenn der gesteigerte Verkehr auch gar manche  
traurige Erscheinung heraufbeschwört, wenn ganze Völker, berührt  
von den Kulturträgern, in Zersetzung geraten, niedergehen oder auch  
verschwinden, wie etwa die Indianer Nordamerikas, zahlreiche Stämme  
Nordasiens, die Polynesier und andere mehr, so müssen wir doch  
den Kulturwert des Handelsverkehrs für die gesamte Menschheit  
höher anschlagen, als das individuelle Leid einzelner Völker oder  
Völkergruppen.

Wir haben die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur zu  
bedauern: denn nur durch Fehlgriffe und durch schwere, überaus  
schwere Opfer gelangt die Menschheit zu höheren Entwicklungs-

<sup>1)</sup> *E. Petri* in *Jadrintzew-Petri*, „Sibirien“, S. 506 ff. — <sup>2)</sup> *Ibid.*, a. a. O.,  
S. 482 ff. Überaus lehrreich sind *v. Richthofens* Ausführungen über die Völker-  
strömungen Zentral-Asiens in ihren Beziehungen zur Bodenbeschaffenheit Chinas  
Berlin, Reimer, 1877, Bd. I, S. 43, 55. — <sup>3)</sup> *E. Petri*, a. a. O., S. 479 u. 480.

stufen. Wir haben uns aber auch anzustemmen gegen das Unheil unserer Zivilisation mit aller Kraft. Wir müssen dessen gedenken, was wir Europäer bereits für uns selbst errungen, und was einzelne von den sogen. niedern Völkern teils mit unserer Beihülfe, teils aber auch gegen unsere Absichten und den schlimmsten Umständen zum Trotz erreicht haben.<sup>1)</sup> Wir Europäer könnten in vielen Beziehungen unser Verhältnis zu den Völkern niederer Kultur regeln und festigen. Es handelt sich in diesem Fall lediglich um einen neuen Aufschwung zu der Idee eines rechtlicheren Verhältnisses zu unsern geringeren Mitbrüdern, gleich wie wir einen solchen zur Zeit der Kämpfe gegen die Sklaverei erlebt haben. Wir dürfen aber ferner nicht vergessen, dass wir in dem gleichen unheilvollen Verkehr eine wunderbare Gewalt besitzen, welche ein unaufhaltsames Anwachsen der Gesamtwohlfahrt der Menschheit bedingt, welche neue materielle und geistige Schätze hervorzaubert und verbreitet, Ideen, Bräuche und Sitten erhöht und gleichzeitig durch Erweiterung des Horizontes die Unebenheiten derselben nivellirt. Wir dürfen nicht vergessen, dass Verkehr und Handel die gesellschaftlichen Zustände nicht nur entfalten,<sup>2)</sup> sondern auch pazifiziren. Aus dem engen Rahmen schüchternen Tauschversuche tretend und allmähig die gesamte Welt als Arena gewinnend, kräftigen und vollenden Verkehr und Handel die ihnen bereits beim Aufkeimen innewohnende Idee der Assoziirung und Pazifizirung der gesamten Menschheit.

---

<sup>1)</sup> *E. Petri*, „Unsere Verhältnisse zu den Völkern niederer Kultur“. *Globus*, 1886, Bd. XLIX, S. 280 f. — <sup>2)</sup> Siehe oben, S. 17.